



Auf den folgenden Seiten sieht man die drei Gemütslagen, die bei politischen Meinungsverschiedenheiten am häufigsten auftreten. Hier: Überheblichkeit.

Wir Toleranten

Wer links ist, steht für Offenheit und Inklusion. Doch im politischen Streit fällt es schwer, tolerant zu sein. Warum eigentlich?

TEXT ANITA BLUMER

ILLUSTRATIONEN ZOHAR LAZAR

Vor vielen Jahren fragte mich mein Cousin auf einer Familienfeier, warum eigentlich alle Studierenden links seien. Mein erster Gedanke war, dass «Linkssein» unter anderem bedeutet, dass man in der Lage ist, die Komplexität gewisser Dinge zu verstehen. Dass man erkennt, dass nicht alles so ist, wie es auf den ersten Blick zu sein scheint.

Mein Cousin arbeitet im Strassenbau. Er lebt in dem Dorf, in dem wir aufgewachsen sind, und denkt eher konservativ. Seine Antwort auf die Frage lautete: Studierende haben wenig Ahnung vom praktischen Leben, und deshalb unterstützen sie linke Ideen, die in der Praxis nichts taugen.

Ich fand die Frage meines Cousins spannend. Zwar sind nicht alle Studierenden links, aber es stimmt, dass in der Schweiz viele Hochgebildete SP und Grüne wählen. Während die frühere Stammwählerschaft der Linken – die Arbeiter:innen – heute eher SVP wählen (wobei: Auch die SVP hat über 25 Prozent hochgebildete Wähler:innen).

Bildung führt demnach nicht automatisch zu einer bestimmten politischen Präferenz. Woher also kommen unsere Überzeugungen? Mein Cousin und ich sind gleich alt. Als Kinder haben wir viel zusammen gespielt. Wir bauten Hütten im Wald und sammelten Tierknochen. Wir verbrachten viel Zeit bei unseren Grosseltern, und unsere Familien gingen zusammen in die Ferien. Von unseren Eltern haben wir ähnliche Werte mit auf den Weg

bekommen. Warum denken mein Cousin und ich heute so unterschiedlich?

Ich rufe den Psychologen und Verhaltensgenetiker Christian Kandler an. Er forscht zu der Frage, was unsere Persönlichkeit prägt. Die Sache ist komplex. Um zu verstehen, woher unsere Überzeugungen kommen, muss zuerst einmal definiert werden, was Überzeugungen sind, sagt Kandler.

In seiner Arbeit unterscheidet er zwischen einer Einstellung und einer Werthaltung. Eine Einstellung, so Kandler, kann man zu Sachthemen haben. Etwa: aus der Tagespolitik. Eine Werthaltung ist jedoch abstrakt und gibt unserem Leben eine Richtung vor. Es geht um Dinge wie: Freiheit, Gleichheit, Nachhaltigkeit. Oft hängen Einstellungen und Werthaltung zusammen, doch sie können sich auch widersprechen.

Ein Widerspruch

Als in der Schweiz 2010 über die Ausschaffung krimineller Ausländer:innen abgestimmt wurde, führte ich mit meiner Grossmutter und meinem Onkel emotionale Streitgespräche. Ich konnte nicht verstehen, wie sie auf einmal über Menschen herzogen, denen sie im Alltag auf Augenhöhe begegneten.

Da herrschte für mich ein Widerspruch zwischen Einstellung und Werthen. Genau wie ich, glaubt meine Grossmutter, dass alle Menschen die

gleichen Chancen und Rechte haben sollten. Wir teilen diese Werthaltung, ziehen aber unterschiedliche Schlüsse daraus.

Christian Kandler sagt, dass wir in den ersten zwei Lebensdekaden die Nähe von Gleichgesinnten suchen. Wir schaffen uns ein soziales Umfeld, das zu uns passt – entsprechend unseren Eigenschaften und Fähigkeiten. Dieses gesellschaftliche Milieu prägt dann unsere Meinung, und gleichzeitig nehmen wir selbst Einfluss auf unser Umfeld.

Im Prinzip haben alle Menschen ähnliche Bedürfnisse. Wir wollen dazugehören, mögen das Vertraute, sind aber auch neugierig auf die Welt. Diese Bedürfnisse sind bei jedem Menschen anders ausgeprägt. Dabei spielen auch biografische Zufälle eine Rolle: wo man hinzieht, mit wem man befreundet ist oder eine Beziehung führt, ob man zu Geld kommt und persönliche Erlebnisse. Sogar das Geschlecht der eigenen Kinder kann unser Denken, Empfinden und Verhalten beeinflussen. So zeigte eine Studie aus dem Jahr 2010, dass die Wahrscheinlichkeit, links zu wählen, zunimmt, wenn man eine Tochter hat.

Ich zog mit Anfang zwanzig in die Stadt, wie meine ältere Schwester und viele meiner Freundinnen und Freunde, die ein Studium begannen. Mein Cousin zog nach der Lehre ein paar Dörfer weiter. Sein soziales Umfeld blieb ebenfalls in der Nähe. —>

Ich kann mich nicht erinnern, wie und wann sich meine politische Meinung formte. Es waren wohl Gespräche und Bücher, die mich in eine Richtung lenkten, die schon vorgespurt war. Ich weiss noch, wie mich eine Freundin vor fünfzehn Jahren auf feministische Anliegen aufmerksam machte und wie erstaunt ich war, weil ich niemals auf die Idee gekommen wäre, dass Gleichstellung noch ein Thema sein könnte.

Damals, am Küchentisch

In meiner Verwandtschaft stimmten damals alle für die Ausschaffung krimineller Ausländer:innen. Wer konnte ernsthaft etwas dagegen haben, dass man Menschen, die gefährlich sind, dahin zurückschickt, wo sie herkommen? Wahrscheinlich nur weltfremde Akademiker:innen.

Ich erinnere mich an ein Gefühl der Verzweiflung, damals am Küchentisch meiner Grossmutter. Ich spürte, dass ich mit meinen Argumenten nicht an sie und meinen Onkel herankam, dass sie nicht von ihrer Meinung abweichen würden. Ich fühlte mich ohnmächtig. Wie konnten sie nicht sehen, dass diese Abstimmung Hetze war? Dass es widersinnig ist, Menschen, die hier geboren und aufgewachsen sind, in ein Land zu schicken, in dem sie nie gelebt haben. Meine Verwandten verstanden mich nicht. Natürlich war ich ebenso wenig bereit, mich auf ihre Sichtweise einzulassen. Ich glaube, wir fühlten uns von der Meinung der Gegenseite bedrohter als vom eigentlichen Thema.

Seither reden wir nicht mehr so oft über Politik. Aber warum? Ist es mir zu

aufreibend? Denke ich, dass es eh nichts bringt? Interessiere ich mich nicht für Andersdenkende und ihre Argumente? Oder noch schlimmer: Habe ich etwas gegen sie?

In meiner sozialen Blase freuen sich die Menschen über Vielfalt. Wenn es um sexuelle Orientierung, Nationalität oder Hautfarbe geht, sind wir voll pro Diversity. Bei politischen Meinungen mögen wir es hingegen homogen. Ich kenne niemanden, der sich rühmt, auch SVP-Wähler:innen und Impfgegner:innen im Freundeskreis zu haben. Ist das unser blinder Fleck? Kann man gleichzeitig tolerant und intolerant sein?

In einer neuen Studie der Technischen Universität Dresden zum Thema Polarisierung wurde unter anderem ermittelt, dass Menschen, die sich selbst als links bezeichnen, weniger tolerant gegenüber Andersdenkenden sind als Menschen, die sich politisch in der Mitte oder rechts verorten. Allerdings unterscheiden sich die Ergebnisse von Land zu Land (die Schweiz war nicht unter den untersuchten Ländern) – und vor allem von Thema zu Thema. So vertragen Linke etwa beim Klimawandel andere Meinungen schlecht, während die Rechten bei diesem Thema toleranter sind. Beim Thema Migration ist es dann genau umgekehrt.

Der Politologe Markus Freitag sagt: Toleranz hängt immer auch von einem Gefühl der Bedrohung des eigenen Status ab. Wenn ich etwa glaube, dass die Schweizer Kultur durch die vielen Menschen mit Migrationshintergrund untergraben wird, und ich

diesen Menschen deshalb weniger Rechte zugestehe, bin ich intolerant. Wenn mich die Zusammensetzung der Gesellschaft nicht stört, ist das nicht unbedingt Toleranz, sondern möglicherweise Gleichgültigkeit. Toleranz bedeutet für Freitag, dass man etwas akzeptiert, obwohl man sich davon bedroht oder gestört fühlt. In meinem Fall heisst es, Andersdenkende zu akzeptieren.

Vielfalt als Kulisse

Wie gelingt das? Ich rufe Natalie Grimm an. Die deutsche Soziologin arbeitet für das Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt, das bundesweit agiert. Im Videocall erklärt sie mir, dass soziale Beziehungen erstaunlich homogen sind. Das betrifft alle Gesellschaftsgruppen, aber besonders auffällig ist es bei der bildungsbürgerlichen Mittelschicht. Sprich: meiner Schicht.

Laut Grimm ist Vielfalt und Durchmischung bei progressiv denkenden Leuten oft Kulisse. Sie sagt: «Die Menschen wohnen zwar in durchmischten Quartieren, kaufen vielleicht beim Türken ein, aber es gibt keine echten Berührungspunkte im Sinne einer Freundschaft oder Kooperation.»

Ich kenne das von mir selbst. Die meisten Menschen, die mir nahestehen, haben ähnliche Berufe, eine ähnliche Einstellung, ein ähnliches Alter und einen ähnlichen kulturellen Hintergrund. Aber auch bei meinem Cousin ist das nicht anders. Obwohl er mit Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenarbeitet, ist er privat nicht mit ihnen befreundet.

Dazu fällt mir eine Geschichte aus meiner Kindheit ein: Als ich in der zweiten Klasse war, kamen für ein paar Monate zwei Mädchen aus Vietnam an unsere Schule. Ich fand sie unglaublich hübsch und interessant und wünschte mir nichts sehnlicher, als mit ihnen befreundet zu sein. Doch ich traute mich nicht, sie anzusprechen. Eifersüchtig stellte ich fest, dass meine albanische Klassenkameradin sehr schnell eine Beziehung zu den beiden Mädchen aufbaute.

Heute denke ich, dass es das gemeinsame Gefühl der Fremdheit war, das die kleinen Kinder intuitiv zuein-

Mein Cousin sieht nicht ein, warum die Schweiz CO₂-neutral werden soll. Er findet, die Schweiz mache schon so vieles für die Umwelt.



Wenn man, insbesondere innerhalb der Familie, bei gesellschaftlichen Themen weit auseinanderliegt, weicht die Überheblichkeit bald der zweiten grossen Konfliktemotion: Der blanken Wut.

Dauerregen oder Hochnebel?



Ich mag eigentlich jedes Wetter. Ausser Hochnebel. Hochnebel hasse ich. Hochnebel ist das Schlimmste. Er ist der Schimmelkäse des Wetters (ich hasse Schimmelkäse, und er stinkt). Er zersetzt das Licht und den Lebenswillen, alles ist wie gefroren in seinem Grau, die ganze Umgebung von dem Unlicht zerstört, der Lebenswillen gefriert von November bis Februar. «Ein fester, grauer Himmel; man könnte Lust bekommen, ein' Kloben hineinzuschlagen und sich daran zu hängen», so sagte es Büchner in seinem «Woyzeck», und der hat bekanntlich immer recht. Da lobe ich mir den Dauerregen, da passiert wenigstens etwas, Wasser fliesst, der Himmel ist in Bewegung, Menschen rennen durch die Strassen mit Zeitungen und Schirmen, und vielleicht müssen sie sogar ein wenig lachen, weil sie von der Gischt lustige Grimassen schneiden. Vor allem aber können sie dem Dauerregen entfliehen, wenn sie wollen, ja zu Hause unter der Decke ist sein Trommeln sogar gemütlich und schön. Dem Dumpf des Hochnebels aber, dem entwischt nichts.

SIMONA PFISTER

Als ich ein ganz junger Schreiber war, sagte mir einmal ein ganz alter, grosser Autor, der mein Chef war: Der Text darf nicht unter die Bettdecke. Was er damit meinte, ist, dass man nicht über Intimes schreiben soll, zumindest nicht, wenn man über sich selbst schreibt. Ich erwähne das, weil es in einem November war, als er mir das sagte, und draussen hingen schwer und tief die Wolken, und ich hatte einen kurzen Artikel geschrieben, in dem es am Rande darum ging, dass ich einmal sehr verliebt war, in einem November vor langer Zeit, als die Wolken schwer und tief über dem Lande lagen. Überhaupt habe ich mich immer im November verliebt. Immer kroch mit der Euphorie eine kühle Feuchtigkeit empor, kam mit der Wärme auch der Wind, war der rosa Himmel grau. Und wie ich nun nach oben sehe und der dicke, lüsterne Nebel über mir wabert, denke ich an den einen oder anderen Spätherbst zurück, als... aber das ginge jetzt wirklich zu weit unter die Wolkendecke.

SVEN BEHRISCH

anderführte. Und umgekehrt war es womöglich meine kindliche Wahrnehmung der Andersartigkeit der Mädchen, die mich sowohl anzog als auch hemmte.

Dass wir uns in der Nähe von Gleichgesinnten sicher fühlen und das Gleiche zunächst an Äusserlichkeiten festmachen, zeigt auch eine Reihe von Versuchen der Wilfrid Laurier University in Kanada. Dabei wurde beobachtet, dass sich Studierende eher neben Personen setzen, die ihnen äusserlich ähnlich sind, etwa ebenfalls eine Brille tragen, das gleiche Geschlecht oder die gleiche Hautfarbe haben.

Ein Recht auf die Bubble

Natürlich ist es schade, wenn wir kaum mit Menschen in Kontakt kommen, die anders sind als wir. Aber abgesehen davon: Ist es gesellschaftlich wichtig, dass wir milieuübergreifend Kontakt haben? Können wir – solange wir friedlich sind – nicht gut nebeneinander leben in unseren unterschiedlichen Bubbles?

«Ja, das können wir», sagt Noémie Roten, die Co-Präsidentin des Vereins Service Citoyen. Sie findet: Dass Menschen in verschiedenen Blasen leben, ist Ausdruck von Vielfalt und folgerichtig in einer pluralistischen Gesellschaft. Jeder darf sich sein präferiertes Grüppchen suchen und muss nicht in dem Milieu ausharren, in das er zufällig hineingeboren wurde, aber nicht hineinpasst.

Trotzdem will Roten die konstruktive Zusammenarbeit mit Andersdenkenden fördern. Die junge Welsche und ihre Mitstreitenden lancieren gerade eine Volksinitiative für einen gemeinnützigen Milizdienst. Die Initiative sieht vor, dass alle jungen Menschen in der Schweiz einen Einsatz zugunsten der Allgemeinheit und der Umwelt leisten. Was auch den Effekt hätte, dass Sprachregionen und Gesellschaftsgruppen näher zusammenrücken.

Roten sagt, die Balance zwischen Individualismus und Gemeinschaft ist wichtig. Denn: «In einer Demokratie müssen wir gemeinsam Lösungen erarbeiten und umsetzen. Das ist einfacher, wenn wir die Sprache des anderen verstehen und die Lebensrealität anderer Menschen kennen.» Je weni-

ger Berührungspunkte es in einer Gesellschaft gibt, desto schwieriger wird dieser Dialog.

Es ist also okay, sich hauptsächlich mit Gleichgesinnten abzugeben, wenn es daneben Orte und Anlässe gibt, an denen wir mit unterschiedlichen Menschen in Kontakt kommen.

Existenzielle Bekenntnisse

Zwei Wochen vor der Abstimmung zum Klimagesetz brummt der Familienchat. Normalerweise schicken sich hier Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen hauptsächlich Bilder: Kinder, Ferien, Grossmutter. Dann kam die Corona-Pandemie, und der Chat verwandelte sich in eine politische Plattform.

So kriege ich jetzt zwangsläufig mit, was ich schon ahnte: Meine Verwandten werden grösstenteils gegen das Klimagesetz stimmen.

Wenn ich in der Zeitung eine Meinung lese, die mir missfällt, kann ich den Menschen dahinter leicht verurteilen. Aber wenn man jemanden mag, ist das nicht so einfach. Ich kann meinen Cousin nicht einfach abschreiben, nur weil mir seine Einstellung zuwider ist, und meine Grossmutter erst recht nicht.

Wenn man einen Menschen, der politisch anders tickt, negativ beurteilt, ihn im Extremfall komplett abwertet, nennt man das «affektive Polarisierung». Besonders ausgeprägt ist die affektive Polarisierung in den USA. Aber auch in der Schweiz spürte ich während der Corona-Pandemie diesen Trend.

Damals schien die Frage, ob man für oder gegen die Massnahmen war, nicht einfach eine Meinung, sondern ein existenzielles Bekenntnis zu sein. Auf der einen Seite gab es die Massnahmenkritiker:innen, die der offiziellen Erzählung und der Krisenpolitik misstrauten. Auf der anderen Seite waren die Leute, die der Bedrohungslage alles unterordneten. Ich hatte den Eindruck, dass sich die Fronten verhärten, und das machte mir mehr Angst als das Virus selbst.

Aber war es wirklich so schlimm? Der deutsche Soziologe Steffen Mau sagt: Gemässigte Sichtweisen generieren wenig Aufmerksamkeit und werden deswegen medial weniger ausge-

breitet. Dadurch verzerrt sich die öffentliche Wahrnehmung, und es entsteht der Eindruck, die Welt bestehe nur noch aus Genderpolizist:innen auf der einen und Klimaleugner:innen auf der anderen Seite. Dabei ist die Mehrheit der Bevölkerung meinungsmässig irgendwo in der Mitte.

Im Schottergarten

An einem schwülen Sommerabend fahre ich mit Zug und Bus ins hintere Glarnerland. Mein Cousin wohnt dort mit seiner Familie – in dem Haus, in dem er aufgewachsen ist. Als Kinder durften meine Schwestern und ich oft bei ihm und seiner Schwester übernachten.

Wir sitzen auf der Terrasse. Vieles ist genau wie damals, manches hat sich verändert. Rasen und Teich sind einem Schottergarten gewichen. Es gibt einen Aufstellpool, einen Pingpong-Tisch und einen Getränkekühlschrank.

Wir reden darüber, dass erste Auswertungen einer neuen Stadt-Land-Graben-Studie der Universität Bern zeigen, dass das Gefühl der Benachteiligung auf dem Land tendenziell etwas höher sei als in der Stadt.

Mein Cousin sagt, er wüsste nicht, warum er sich benachteiligt fühlen sollte. Er hat alles, was er sich wünscht: eine Familie, ein Haus, einen Hund, eine leitende Position bei der Arbeit, Freunde. Eher müsste es doch umgekehrt sein, findet er. Seit Corona flüchten die Städter:innen in ihrer Freizeit aufs Land. Offenbar sehnen sie sich nach der Natur und der Ruhe.

«Ich bin ein grosser Naturschützer, nur weiss das niemand», sagt mein Cousin. Sein liebstes Hobby ist die Jagd, und er verbringt viel Zeit im Wald. Trotzdem hat er das Klimagesetz abgelehnt, weil es in seinen Augen unrealistisch ist, den Strombedarf mit erneuerbaren Energien zu decken. Er sieht auch nicht ein, warum die Schweiz CO₂-neutral werden soll, wenn das weltweit nur ein Tropfen auf den heissen Stein ist. Er findet, die Schweiz mache schon so vieles für die Umwelt.

Obwohl ich anderer Meinung bin, fällt es mir nicht schwer, meinem Cousin einfach zuzuhören. Aus seiner

Warte betrachtet, machen seine Argumente Sinn. Wir kauen alles durch, von genderneutralen Toiletten und Klimaklebern (die klassischen Aufreger) über Migrations-, Gleichstellungs- und Umweltpolitik. Mein Cousin findet, dass Menschen wie er, die viel arbeiten, am meisten für die Allgemeinheit zahlen und dass immer mehr Abgaben und Steuern dazukommen.

Die Klage über den ausgepressten Mittelstand gehört zum Standardrepertoire der SVP. Und es stimmt, dass der Mittelstand die grösste Steuerlast trägt. Das finden wir beide ungerecht. Aber während ich die Steuerprivilegien der Reichen und Grosskonzerne kritisiere, findet mein Cousin es unfair, dass Menschen, die wenig oder gar nicht arbeiten, profitieren.

Es gibt auch Dinge, die wir ähnlich sehen. Wir sind beide ohne Handy und Computer aufgewachsen und blicken kritisch auf die sozialen Medien. Mein Cousin schaut nicht mal die «Tageschau», weil ihm die erschütternden Nachrichten aus aller Welt zu sehr auf die Stimmung schlagen. Er blättert die Lokalzeitung durch und informiert sich über Freunde und Bekannte.

Auf der Rückfahrt nach Zürich erinnere ich mich an die Reise, die ich vor Jahren mit meinem Freund unternahm. Wir trampelten durch die Balkanstaaten, fuhren mit dem Bus durch die Türkei und den Iran, verbrachten ein halbes Jahr in Indien, durchquerten Vietnam auf einem alten Motorrad und China und Russland mit dem Zug. Auf dieser Reise trafen wir unzählige Menschen. Darunter waren auch viele mit sehr konservativen Ansichten, manche waren sogar offen homophob oder rassistisch, aber wir waren niemals voreingenommen. Wir hörten den Menschen zu. Jedes Gespräch war willkommen, denn wir wollten ja erfahren, wie die Menschen dachten und warum. Wir waren interessiert. Das Gespräch mit meinem Cousin hat dieses Lebensgefühl in mir wieder wachgerufen.

Die Legende von der Spaltung

In den Fünfzigerjahren stellte der amerikanische Psychologe Gordon Allport die «Kontakthypothese» auf, die in den folgenden Jahrzehnten in



Schliesslich, wenn der Ärger verraucht ist, macht sich auf den Gesichtern die grosse, verbrüdernde Konstante breit, die auf jeden Streit folgt: Ehrliche, tief empfundene Ratlosigkeit.

zahlreichen Forschungsarbeiten bestätigt wurde. Sie besagt, dass der Kontakt zwischen Mitgliedern unterschiedlicher Gruppen unter bestimmten Voraussetzungen dazu führt, dass Vorurteile abgebaut werden.

Jeder:r weiss, dass es da draussen ganz viele unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Meinungen gibt. Aber wenn wir uns kaum mit diesen Menschen abgeben, werden sie zu Projektionsflächen. Und diese Projektionsflächen sind wohl der Nährboden für die Erzählung einer gesellschaftlichen Spaltung.

Von Spaltung spricht man erst, wenn sich die Segregation von Lebenswelten mit ökonomischer Ungleichheit und Einstellungsfragen deckt, sagt die Soziologin Natalie Grimm. Also zum Beispiel: wenn sich meine Lebensrealität von derjenigen meines Cousins grundlegend unterscheidet, er gleichzeitig viel weniger verdient und eine andere Einstellung hat.

Zwischen meinem Cousin und mir gibt es diese Spaltung nicht. Ja, wir haben unterschiedliche Einstellungen und unterschiedliche Lebensgewohnheiten. Aber entscheidend ist, dass wir beide die Möglichkeit haben, unser Leben nach unseren Vorstellungen zu gestalten. Dazu sagt Grimm: Je zufriedener die Menschen mit ihrem Leben sind, desto weniger haben sie das Bedürfnis, sich von anderen abzugrenzen.

Die subjektive Lebenszufriedenheit der Schweizer:innen ist europaweit die zweithöchste. Das schützt uns offenbar vor Spaltungstendenzen.

Und wahrscheinlich hilft auch das politische System. Der Grünen-Ständerat Mathias Zopfi erzählt mir am Telefon, dass politische Erfolge immer eine überparteiliche Zusammenarbeit erfordern. «Wenn man etwas erreichen will, muss man Leute von den anderen Parteien überzeugen. Oftmals spielen menschliche Faktoren eine Rolle. Wenn man es gut zusammen hat, hört man sich zu und ist eher bereit, sich gegenseitig zu unterstützen». Es kommt auch bei ihm vor, dass er sich von der politischen Gegenseite überzeugen lässt, weil die anderen das bessere Rezept haben. Zopfi sagt: «Gute Politik zu machen bedeutet, Kompro-

Vielleicht hilft ein gemeinnütziger Milizdienst, bei dem man mit unterschiedlichen Menschen zusammenarbeitet und sieht, dass der Mensch vielschichtiger ist als seine Gesinnung.

misse einzugehen. Die Alternative ist, dass man mit einer hohen Meinung von sich selbst untergeht. Denn ein Gesetz, das für jeden perfekt ist, gibt es nicht.»

Zopfi sieht auch immer wieder, wie eng das Land und die Stadt verbunden sind. Oft macht das unterschiedliche Abstimmungsverhalten nur ein paar Prozentpunkte aus. Viele Städter:innen haben Wurzeln auf dem Land, und umgekehrt ist den Menschen auf dem Land die Stadt als Arbeits- oder Ausgehört vertraut. Und dann gibt es auch noch die Agglomeration, in der 73 Prozent der Schweizer Bevölkerung leben und von der oft nicht klar ist, welchem Lager sie sich zuordnet. Zopfi findet, in der Schweiz sei gerade deshalb vieles flussend, es gebe keine starren Gräben.

Können wir uns einigen?

Doch was, wenn die Erzählung eines Grabens immer wieder kolportiert und schliesslich geglaubt wird? Wenn man – um bei unserer Geschichte zu bleiben – ganz arglos davon ausgeht, dass alle Studierenden links sind?

Dann hilft vielleicht ein gemeinnütziger Milizdienst, bei dem man mit unterschiedlichen Menschen zusammenarbeitet und sieht, dass der Mensch vielschichtiger ist, als seine Gesinnung, Herkunft oder Gesellschaftsschicht vermuten lassen.

Noémie Roten hat als Lastwagenfahrerin im Militär gedient. Sie erzählt: «Ich musste mit verschiedenen Menschen klarkommen, denn wir waren aufeinander angewiesen. Das ist eine sehr konkrete Erfahrung. Da spielt es

eine untergeordnete Rolle, wie jemand politisch tickt.»

Am 26. Oktober 2023 reichte der Verein Service Citoyen die Volksinitiative mit knapp 108'000 Unterschriften ein. So wird die Bevölkerung in zwei bis drei Jahren darüber abstimmen können, ob sie einen allgemeinen Gemeinschaftsdienst will. Es ist eine Idee, die parteiübergreifend auf Sympathie stossen könnte und der mein Cousin und ich vielleicht beide zustimmen würden. DM

ANITA BLUMER ist Autorin und Regisseurin. Sie lebt in Zürich. anita.blu@gmail.com